

Wie die Finanzkrise die VWL auf den Kopf stellt

Auf der weltweit wichtigsten Tagung für Volkswirte haben selbstkritische Ökonomen eine Runderneuerung ihres Fachs gefordert. Nicht ohne Grund: Kaum ein Ökonom hat die Krise kommen sehen, und die gängigen Modelle können das Geschehen weder abbilden noch erklären.

von Olaf Storbeck



ATLANTA. Als im Herbst 2008 das weltweite Finanzsystem am Abgrund stand, kamen die Ökonomie-Professoren Paul Krugman und Robin Wells mächtig ins Schwitzen. Denn eine Neuauflage ihres Makroökonomie-Lehrbuchs stand an.

„Wir haben uns unser Kapitel über Geldpolitik und Banken durchgelesen und gemerkt: Nichts davon ist mehr richtig“, erinnert sich Krugman. „Wir haben das Kapitel komplett umgeschrieben“, erzählte Krugman in der vergangenen Woche auf der Jahrestagung der American Economic Association (AEA) in Atlanta, der weltweit wichtigsten Ökonomenkonferenz.

Interview: [Nobelpreisträger Krugman will alte VWL-Weisheiten tot sehen](#)

Krugmans Anekdote illustriert, wie sehr die zweite Weltwirtschaftskrise die Volkswirtschaftslehre in ihren Grundfesten erschüttert hat. Zahlreiche, über Jahrzehnte akzeptierte Modelle und Theorien wurden in wenigen Monaten diskreditiert. Kaum ein Ökonom hat die Krise kommen sehen, und die gängigen Modelle können das Geschehen weder abbilden noch erklären.

Viele Modelle und Theorien sind durch die Krise diskreditiert

Die Folge ist eine tiefe Sinnkrise der ökonomischen Profession, die die AEA-Jahrestagung überschattete. „Unsere Welt“, sagte der Princeton-Professor Alan Blinder in Atlanta, „wurde in den vergangenen zwei Jahren komplett umgekrempelt.“

Drei Tage zerbrachen sich in der vergangenen Woche in Atlanta führende Vertreter des Fachs in zahlreichen Diskussionsrunden den Kopf darüber, was die Volkswirtschaftslehre aus der Krise lernen muss. Welche Theorien lassen sich aufrechterhalten, welche müssen verworfen werden? Wie müssen die Modelle der Zukunft aussehen? Wie sollten die Curricula an den Universitäten reformiert werden?

Wie sehr die Finanzkrise die Volkswirte verunsichert, zeigt ein Vergleich mit der AEA-Jahrestagung von vor zwei Jahren in New Orleans. Damals, im Januar 2008, hatte sich das Fach noch in einer Vortragsserie unter dem Titel „Better Living through Economics“ selbst gefeiert. „Moderne wirtschaftswissenschaftliche Forschung hat das Alltagsleben der Menschen in den vergangenen Jahren entscheidend verbessert“, sagte John Siegfried, Professor an der Vanderbilt University in New Orleans. Das Hauptproblem des Faches, so der Tenor im Januar 2008, sei: Ökonomen wüssten ihre zahlreichen Erfolge nicht richtig zu verkaufen.

Heute, gerade einmal 24 Monate später, ist eine Reihe prominenter Volkswirte überzeugt: Ihr Fach hat weit mehr als ein PR-Problem – es leidet unter fundamentalen Schwächen. Die moderne Makroökonomie müsse sich inhaltlich wie methodisch komplett neu erfinden – und deutlich näher an die Realität heranrücken, waren viele Forscher in Atlanta überzeugt. Besonders in der Kritik stehen die bisher üblichen Postulate, dass Finanzmärkte Informationen effizient verarbeiten, dass Menschen rational ihre Erwartungen bilden und dass die Marktwirtschaft einen inhärenten Hang zu Stabilität hat.

Einige Ökonomen wie der Nobelpreisträger Joseph Stiglitz von der New Yorker Columbia University weisen der Volkswirtschaftslehre sogar eine Mitschuld an der Krise zu: „Das Fach hat die intellektuelle Basis für die Deregulierungsbewegung geliefert.“ Nach Ansicht von Stiglitz hat die Finanzkrise eine weit mehr als 200 Jahre alte Grundannahme der Ökonomie infrage gestellt – das auf Adam Smith zurückgehende Postulat der „unsichtbaren Hand des Marktes“. Demnach führt der Wettbewerb auf Märkten dazu, dass jeder Mensch seine Eigeninteressen verfolgen kann und dennoch ein für die Gesamtgesellschaft optimales Ergebnis herauskommt.

„Dahinter steckt die These, dass die private Belohnung für eine Tätigkeit damit korrespondiert, welchen sozialen Nutzen sie stiftet“, so Stiglitz. Im Finanzsystem sei dieser Zusammenhang in den vergangenen Jahren aufgehoben gewesen: Die Profite der Banken waren gigantisch, ihr Nutzen für die Gesellschaft war gering. „Vielleicht ist die unsichtbare Hand auf vielen Märkten deshalb unsichtbar“, sagt Stiglitz, „weil sie gar nicht da ist.“

Zahlreiche Ökonomen kritisierten in Atlanta, große Teile ihres Fachs hätten sich über Jahrzehnte in einer theoretischen Traumwelt bewegt. „Viele beschäftigen sich nicht mit der Welt, in der wir leben, sondern mit der Welt, in der sie gerne leben würden“, klagte Harvard-Professor Benjamin Friedman. Das habe zahlreiche Modelle hervorgebracht, die „einfach, elegant und falsch sind“.

Ähnlich formulierte es der Yale-Professor Robert Shiller, der als einer der ganz wenigen Volkswirte frühzeitig vor der Krise warnte: „Viele Vertreter unserer Profession machen sich nicht die Mühe, auf dem Laufenden zu bleiben.“

Der gesamte Fokus der makroökonomischen Forschung werde sich durch die Krise verändern, waren die Kritiker überzeugt. Ein funktionierendes Finanzsystem setzten die Forscher bislang so selbstverständlich voraus wie fließendes Wasser und Strom, betonte Raghuram Rajan, Professor für Makroökonomie an der Booth Business School der University of Chicago und ehemaliger Chefvolkswirt des Internationalen Währungsfonds. „Die traditionelle Makro-Sicht bis zur Krise war, dass die grundlegende ökonomische Architektur in den Industrieländern funktioniert und dass wir uns mit den Details des institutionellen Regelwerks nicht weiter beschäftigen müssen.“

Die Krise jedoch habe gezeigt: Auch in den Industrieländern funktionieren grundlegende ökonomische Institutionen alles andere als perfekt. „In mancher Hinsicht sind alle Länder Entwicklungsländer“, so Rajan. Daher müssten sich Makroökonomien viel mehr als früher mit den Details der ökonomischen Infrastruktur beschäftigen. Ein Beispiel dafür ist die Frage, welche Bedeutung die Kreditvergabe der Banken für die Realwirtschaft hat. Die etablierte Makroökonomie hat sich damit so gut wie gar nicht beschäftigt und sich weitgehend auf Geldpolitik konzentriert. „Im Rückblick erscheint unsere Fixierung auf Geld – die Frage, wie man es misst, warum die Menschen es halten und so weiter – als tragischer Irrweg“, bedauerte Benjamin Friedman.

Modelle, die die Bedeutung von Banken und Krediten befriedigend erfassen, gebe es bislang nicht. „Das kann aber kein Argument dafür sein, dass wir unseren Studenten nur die alten, überholten Modelle beibringen“, so der Harvard-Ökonom. In der Vergangenheit habe das Fach zudem unter einem Tunnelblick gelitten und viele Fragen zu fragmentiert betrachtet, argumentierte Robert Shiller. „Wir müssen mehr mit unseren Kollegen aus der Psychologie, der Soziologie und der Neurowissenschaft reden“, forderte er.

Die Tatsachen, dass viele Menschen und Unternehmen irrational agierten und dass Märkte oft instabil seien, dürften Ökonomen in Zukunft nicht mehr ausblenden. „Früher war der perfekte Markt der Ausgangspunkt unserer Modelle – in Zukunft sollten wir besser von der Grundannahme ausgehen, dass nichts funktioniert“, sagte Rajan.

Interesse der Studenten so groß wie seit Jahrzehnten nicht

Führende Vertreter der neoklassischen Makroökonomie hielten sich auf der Tagung auffallend zurück. Nur wenige gingen auf die Fundamentalkritik an ihrem Fach ein und verteidigten sich. „Unsere Modelle waren nützlich, um das zu verstehen, was in den vergangenen zwei Jahren passiert ist – und sie werden nützlich bleiben“, betonte Thomas Sargent von der New York University. Als Beispiel nannte er ein 1982 von den beiden Forschern Douglas Diamond und Philip Dybvig veröffentlichtes theoretisches Modell dazu, dass der Staat mit einer Einlagenversicherung Bankruns verhindern könne. Auch Harvard-Professor Robert Barro betonte: „Ich bin niemand, der die Theorie der rationalen Erwartungen infrage stellt.“

Trotz aller Kontroverse schafften es manche Ökonomen in Atlanta, der Krise auch etwas Positives abzugewinnen. „Das Interesse der Studenten“, berichtete Princeton-Ökonom Blinder, „ist so groß, wie ich es in meiner 30-jährigen wissenschaftlichen Karriere noch nicht erlebt habe.“